

Zeitschrift: Rapport annuel / Musée National Suisse
Herausgeber: Musée National Suisse
Band: 33 (1924)

Artikel: Raron und einiger seiner Altertümer aus dem Mittelalter im Schweizerischen Landesmuseum
Autor: Lehmann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-394520>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Abb. 2. Die Kirche von Raron mit dem Turme der Vicedomini.

Raron und einige seiner Altertümer aus dem Mittelalter im Schweizerischen Landesmuseum.

Von Hans Lehmann.

Als im Frühling 1924 die durchgreifenden Restaurationen der spätgotischen Kirche in Raron auch auf das unter dem Kirchenchore gelegene, flach eingedeckte Beinhaus ausgedehnt wurden, was die vorübergehende Entfernung eines Berges von Schädeln und Knochen notwendig machte, fand man unter diesen eine Gruppe von zum Teil höchst altertümlichen Holz- und Steinbildwerken, von denen die ersteren im Verlaufe des Jahres an das Schweizerische Landesmuseum übergingen. Ihre ausführliche Beschreibung und kunsthistorische Würdigung wird Prof. Dr. J. Baum in Ulm, dem wir schon eine Reihe tüchtiger Arbeiten über die oberdeutsche Holzplastik verdanken, im „Anzeiger für schweizerische Altertums-

kunde“ 1925, Nr. 3, bringen. Unser Bericht darf sich darum darauf beschränken, die bedeutenderen den Lesern im Bilde vorzuführen mit einigen kurzen Angaben über die Geschichte der Landesgegend, deren Bevölkerung einst in Andacht zu ihnen emporblickte, und einigen andern historischen Altertümern im Landesmuseum, welche durch ihre früheren Besitzer zu dem Orte in näherer Beziehung stehen.

So bodenständig und eigenartig die Kultur des Wallis namentlich den Besuchern aus deutschen Landen auf den ersten Blick erscheinen mag, ist sie doch nichts weniger als das Produkt der Entwicklung eines von hohen Gebirgszügen umschlossenen, mit der übrigen Welt nur durch eine Talpforte und einige mehr oder weniger schwer gangbare Bergpfade in Verbindung stehenden, einheitlichen Volksstammes.

Die Ansicht, es hätten germanische Sippen in ältester erkennbarer Zeit dieses Bergland besiedelt, wo ihnen die gütige Natur zwischen dem wi'den Gestein auf kärglichen Landstreifen die Möglichkeit eines bescheidenen Lebensunterhaltes einräumte, dürfte auf schwachen Grundlagen stehen. Ebenso bleibt im Dunkel einer an Aufzeichnungen armen Zeit verhüllt, woher die im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt genannten drei keltischen Volksstämme der Nantuat, Veragrer und Seduner und der der Uberer, als Zweig eines in den Gegenden des heutigen Tessin lebenden Volkes der Lepontier, einwanderten und wie sie sich zu der damals dort ansässigen älteren Bevölkerung stellten. Sicher ist dagegen, dass schon im frühesten Mittelalter im Wallis ein Mischvolk aus germanischen und romanischen Elementen wohnte, dessen starker deutscher Einschlag im oberen Teile des Rhonetales seine Germanisierung gegen das Ende des 12. Jahrhunderts durchgesetzt hatte und schon im 13. Jahrhundert die Sprachgrenze in die Gegend von Leuk verlegte, während im mittleren und unteren Teile trotz der Einwanderung der Burgunder, die sich im Laufe der Zeiten zu Herren des Landes emporschwangen, die gallo-römische Kultur der älteren Landbewohner, wie in anderen Gebieten der Westschweiz, zur herrschenden wurde.

Nach der Schaffung von Bistümern bildete das ganze Rhonetale eine Diözese unter ihrem Vorsteher in Oktodurum, der seit der

zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts seinen Sitz nach Sitten verlegte. Wie die Sage meldet, soll Karl der Grosse das obere Rhonetal zur Grafschaft erhoben und den Bischof von Sitten zum weltlichen Herrn über sie gesetzt haben. In Wirklichkeit aber bildet erst die Schenkung der Grafschaft durch König Rudolf III. von Hochburgund an die Kirche von Sitten im Jahre 999 die Grundlage, auf der die Bischöfe ihre weltliche Herrschaft errichteten. Selbst als im Jahre 1033 die Grafschaft als Teil von Rudolfs Erbe an das Deutsche Reich kam, blieb die Diözese zweisprachig, wenn auch mit zeitweise nach dem einen oder anderen Sprachgebiete verschobener Grenzlinie, je nach dem grösseren politischen Einflusse welscher oder deutscher Gebietsherren. Denn wie das untere Wallis durch das Bergtor von St. Moritz und den alten Alpenübergang über den Grossen St. Bernhard seinen natürlichen Anschluss an die Gegenden des Genfersees und nach Savoyen fand, so knüpften die nördlichen Bergpfade über die Gemmi, den Lötschenpass, die Grimsel und die Furka das Oberwallis nordwärts fester an Gebiete Berns und der Innerschweiz, während nach Süden der alte Saumpfad über den Simplon nach dem Eschental und Mailand als Handelsweg schon im Mittelalter in den Vordergrund der landesherrlichen Interessen, vor allem der des Bischofs von Sitten, gerückt wurde. Das waren die Tore, durch welche während Jahrhunderten edle Geschlechter, handwerkstüchtige Bürger und wetterharte Bauern einwanderten und zu Vermittlern ihrer Kultur mit der der angesessenen Walliser wurden, durch die aber auch feindliche Kriegsharste in Zeiten der Fehde ihren Eintritt ins Land zu erzwingen suchten, während sie von unternehmungslustigen Kaufleuten und frommen Pilgern oft nur für Erreichung ferner liegender Reiseziele benutzt wurden.

Die Gegensätze zwischen Ober- und Unterwallis verschärften sich, als die Hand des Kaisers nicht mehr stark genug war, um in diesem fernen Winkel des Reiches die Ordnung aufrecht zu erhalten und sich das schon früher durch Belehnung mit gräflichen Rechten ausgezeichnete Haus Savoyen, dem auch die Kastvogtei über das mächtige, gebietsreiche Stift des hl. Mauritius und über das ehrwürdige Pilgerhaus des hl. Bernhard auf dem Mons Jovis zustand, zum Landesherrn des unteren Wallis aufzuwerfen versuchte. Die

Streitigkeiten mit dem Bischofe, der zwar seine geistliche Macht über das ganze Tal unangefochten behielt, in seiner weltlichen als Landesherr aber häufig von dem neuen Rivalen bedroht wurde, veranlassten im Jahre 1260 eine Festlegung der beidseitigen Rechte und später auch eine Verlegung der Landesgrenze, die an dem vom Wildhorn herunterbrausenden Bergbache Morge bei Conthey, unterhalb Sitten, begann und quer über das Tal nach der Bergschlucht östlich von Nendaz gezogen wurde.

Leider brachte diese territoriale Regelung dem Lande den Frieden nicht, vor allem nicht dem Bischofe, denn er blieb nicht nur abhängig von seinem Domkapitel, sondern auch in der Stadt zu Füssen seines stolzen Sitzes strebte die Bürgerschaft nach vermehrter Freiheit. Dazu bildeten sich aus ähnlichen Bedürfnissen auf dem Lande Gemeinden, später Zehnten genannt, als eigene Organisationen, die nach der Beteiligung an öffentlichen Angelegenheiten verlangten. Seine Sorgen wurden noch vermehrt durch die stets sich wiederholenden Übergriffe des Hauses Savoyen. Während dieses zur Befestigung und Erweiterung seiner Macht die Ansiedelungen savoyischer Edelleute in festen Türmen begünstigte, erwarben im Oberwallis mehrere Familien aus dem Berner Oberland und die von Attinghausen und von Silenen aus Uri Grundbesitz und errichteten Burgen, zu deren sturmfreier Anlage die gewaltigen Felsköpfe im Tale als letzte Ausläufer des Hochgebirges wie geschaffen schienen. Wohl schied die mächtige Kette der Alpen den beidseitig gelegenen Besitz, doch vermochte sie nicht, den Einfluss deutscher Kultur zu unterbinden. Denn wenn auch die Minnelieder der beiden Ritter zum Turne in den freundlicheren Gegenden um den Vierwaldstättersee erklangen, so weist doch das Wappen wenigstens den jüngeren mit Sicherheit dem mächtigen Geschlechte zu, das im Wallis die stolzeste Herrenburg besass, in einer ränkevollen Politik aber schon im 14. Jahrhundert sich aufrieb.

Von den andern adeligen Familien, die von der Nordseite der Alpen ins Rhonetal einwanderten, soll hier nur kurz der einen gedacht werden, die unter dem Namen „von Raron“ zeitweise eine führende Stellung im Wallis einnahm. Vermutlich gehörten ihre älteren Generationen einem Freiherrengeschlechte an, das sich nach einem heute nicht mehr nachweisbaren Stammsitze „von Opelingen“

nannte und Eigengüter sowohl zu Brienz als im Rhonetal besass. Zur festen Niederlassung eines Zweiges desselben in Raron dürfte der misslungene Aufstand der burgundischen und oberländischen Grossen gegen den Herzog Berchtold V. von Zähringen in den Jahren 1190 und 1191 Anlass gegeben haben, worauf sich der im Lande verbleibende Zweig den Namen seiner Burg zu Ringgenberg beilegte. Doch scheint auch der ausgewanderte seine Beziehungen zur alten Heimat nie ganz abgebrochen zu haben.¹⁾

Dass die Gegend von Raron schon in vorhistorischen Zeiten bewohnt war, scheint ein dort aufgefundenes Steinbeil anzudeuten. Auf dem dem Burgfelsen gegenüberliegenden „Heidnischbühel“ soll sogar einst den Göttern geopfert worden sein. Mag diese Überlieferung ihre Wurzeln vermutlich auch nur in der Phantasie des Volkes haben, so beweisen doch Funde, die dort gemacht wurden, und die von der Bronzezeit bis in die zweite Eisenzeit reichen, dass die Gegend schon in vorhistorischen Zeiten besiedelt war.²⁾

Wie sich dort die nachfolgenden Zustände gestalteten, wissen wir nicht, und ebensowenig, wann das Geschlecht, welches sich nach dem Orte benannte, sein erstes Eigentum darin erwarb. Auch meldet weder Sage noch Geschichte, wann die Burg auf dem schwer zugänglichen Felskopfe neben dem Dorfe entstand, noch wer sie erbaute. Wohl aber beweisen die noch erhaltenen Überreste, dass sie von bedeutendem Umfange gewesen sein muss.

Als erste Freiherren zu Raron nennt eine Urkunde vom Jahre 1210 Heinrich und seinen Sohn Amadeus als Zeugen in einem Kaufbriefe, und zehn Jahre später treffen wir den Vater, der das Amt eines bischöflichen Vizedominus zu Leuk und Raron bekleidete, mit den beiden Dekanen des Bischofs als Schiedsrichter in einem Streithandel zwischen diesem und den Edlen von Turn, den Sohn Amadeus als Zeugen. Nach dem vor dem Januar 1235 erfolgten Tode des Vaters verblieb der ritterliche Sohn in der angesehenen

¹⁾ Über die Freiherren von Raron vgl. die 1915 verfasste Dissertation von Edwin Hauser (Zürich, Gebr. Leemann). Schon 1896 hatte R. Hoppeler eine genealogische Vorstudie im Anzeiger f. schweiz. Geschichte (Nr. 4, S. 351 ff.) veröffentlicht. Eine auf zuverlässigem Quellenmaterial aufgebaute Geschichte des Wallis entbehren wir leider heute noch, wodurch die historischen Forschungen über die mittelalterlichen Zustände in diesem Lande ausserordentlich erschwert werden.

²⁾ J. Heierli und W. Oechsli, Urgeschichte des Wallis. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. XXIV, Heft 3.

Stellung eines Beraters und Helfers der Bischöfe Landry de Mont (1206—1236) und Boso II. von Gradetsch (Granges, 1237—1243), namentlich während der Fehden des letzteren mit Aymo von Savoyen. Vermutlich erleichterte dies seinem jüngeren Bruder Heinrich, welcher der Kirche geweiht worden war, die Erklimmung aller geistlichen Würden, bis er 1243 selbst, zum Nachfolger Bosos erwählt, den bischöflichen Stuhl als Landesherr besteigen durfte, nach der Überlieferung auf besonderen Wunsch des Volkes. Er traf es in die schwierige Zeit des Interregnums und der Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht, welche, die Lande durchtobend, durch die schmale Felspforte bei St. Moritz auch ins Rhonetal Einlass fanden und dieses auf Jahre zum Tummelplatze leidenschaftlicher Kämpfe zwischen den Anhängern von Kaiser und Papst machten. Als Parteigänger des letzteren und des Gegenkönigs Wilhelm von Holland, der ihn in den Reichsfürstenstand erhob,³⁾ vermochte Bischof Heinrich zwar gegen den kriegsgewandten, staufisch gesinnten Peter von Savoyen keine Vorteile zu erringen, und selbst ein zehnjähriges Bündnis mit Bern im Jahre 1252, das nicht nur die bischöflichen Interessen, sondern auch die seiner Familie in ihren bernischen Besitzungen wahren sollte, schützte ihn nicht vor harten Schlägen. Doch gingen nach dem Tode seines Gegners infolge eines Vergleiches mit dem friedliebenderen Erben, dem Grafen Philipp, die Rechte des Hochstiftes Sitten im Jahre 1271 ungeschmälert an seinen Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle über. Besonderes Lob wird seinen Massnahmen gezollt, die er zum Schutze eines sicheren Handelsweges über den Simplon nach Mailand traf. Die Herren von Turn, welche als die Mächtigsten im Oberwallis zu seinen Gegnern gehalten hatten, soll er des ehrenvollen Amtes eines Viztums von Sitten, d. h. eines Stifthsauptmanns, das sogar dem des Landeshauptmanns voranging, entsetzt und es seinem Hause zugewendet haben. Diese Überlieferung mag dem wirklichen Verlaufe der Ereignisse nicht ganz entsprechen, denn Bischof Heinrichs älterer Bruder, Amadeus, war mit Hugoneta, der Witwe des Thomas de Castello, verheiratet, welcher das genannte Amt bekleidete. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass es infolge dieser Heirat an den

³⁾ Nach andern Darstellungen soll die Erhebung in den Reichsfürstenstand schon im Jahre 999 anlässlich der Schenkung der Grafschaft Wallis an den Bischof von Sitten erfolgt sein. Vgl. Blätter aus der Walliser Gesch. IV. Bd., S. 131.

Sohn seines Bruders Johannes, Rudolf, überging. Das ist allerdings um so auffallender, als es Amadeus an männlicher Nachkommenschaft nicht fehlte. Rudolfs Bruder Heinrich, der von 1272—73 ebenfalls als Vizedominus von Sitten genannt wird, folgte im Jahre 1273 seinem gleichnamigen Onkel in der Würde des Bischofs, starb

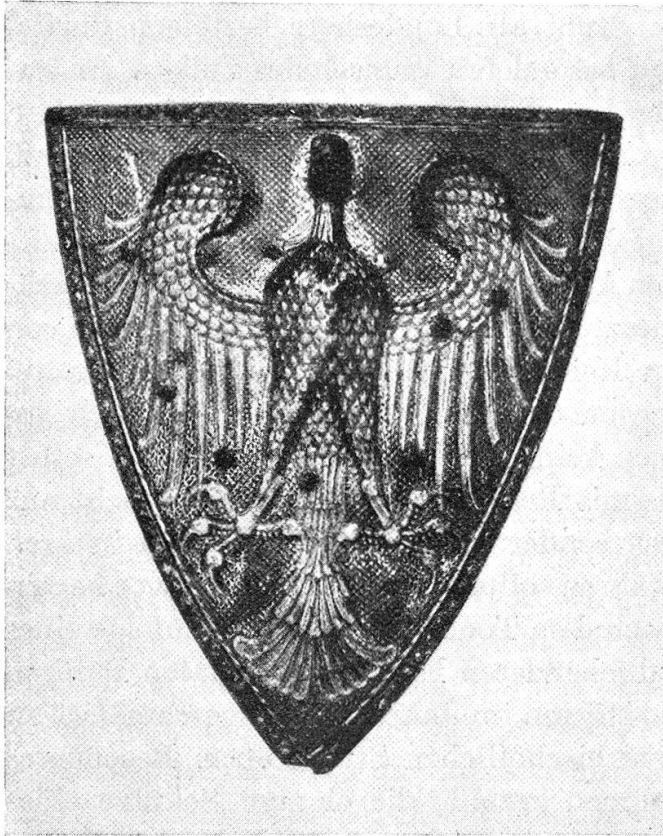


Abb. 3. Reiterschild mit dem Wappen von Raron

aber vor seiner Bestätigung durch den Papst. Schon 1303 erlosch mit Anton, dem Sohne Rudolfs, gerade dieser Zweig der Familie, dessen Angehörige die höchsten geistlichen Würden und weltlichen Ämter im Wallis bekleidet hatten. Von Rudolf könnte der prächtige Reiterschild stammen, auf dessen purpurnem Grunde der in erhabener Arbeit ausgeführte goldene Adler, das Schildbild des edlen Geschlechtes von Raron, leuchtet (Abb. 3). Heute ge-

hört er zu den schönsten Zierden der Historischen Sammlung auf der Valeria, während ein treffliches Faksimile auch die Waffenhalle des Landesmuseums schmückt. Wenden wir uns nun wieder dem Orte zu, nach dem sich das Geschlecht benannte.

Raron war, wie Siders, Sitten, Leuk, Visp, Naters, Brig und Ernen-Münster, ein dem Bischofe von Sitten als Grafen und Präfekten des Wallis unmittelbar unterworfenen Gemeindewesen (*communitas, parochia, contracta*), die seit 1417 immer häufiger „*decenus*“, d. h. „Zehnten“ genannt wurden. Es umfasste die Ge-

meinden Raron, Unterbäch, Birchen und Ausserberg (auch „Mons Episcopi“ genannt). Als solches besorgte es nicht nur seine lokalen Interessen, sondern sandte seit 1339 auch seine Abgeordneten auf den Generalrat der Landschaft Wallis.⁴⁾ Die dem Bischofe dienstpflichtigen Adeligen innerhalb dieser Gemeinden (Zehnten) wurden in wichtigen Angelegenheiten des Bischofs als dem Landesherrn zu den Beratungen beigezogen, massten sich aber in der Folge oberherrliche Rechte an, die nicht selten zu Zerwürfnissen mit ihm führten. Wie anderswo, walteten auch in Raron dessen Beamten: der Vicedominus als sein Stellvertreter und Verwalter des bischöflichen Tafelgutes, der Meier als Einzüger der Gefälle zu dessen Händen, und der Weibel. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts sehen wir die Ämter des Vicedominus und Meiers, sowohl in Raron als in Leuk, im Besitze der Freiherren von Raron. Die Söhne des um 1235 verstorbenen Ahnherrn Heinrich trennten am 15. Januar dieses Jahres das Vicedominat Raron von dem von Leuk und bestimmten die Rechte von dessen Inhaber gegenüber den Untertanen. Diese bestanden teils in „mansuarii“, d. h. Untertanen des Bischofs als dem Inhaber der bischöflichen Hube, welche demzufolge unter der Gerichtsbarkeit des Vicedominus standen und diesem durch den Meier die Gefälle zu entrichten hatten, teils in „servi“, d. h. Hörigen, die unter weltlichen Grundherren standen, welche auch über sie die Gerichtsbarkeit ausübten und denen sie Bann und Busse zu entrichten hatten. Die Teilung unter den fünf Brüdern von Raron geschah in der Weise, dass Amadeus und Ulrich das Vicedominat Leuk, Heinrich, Rudolf und Johannes das von Raron übernahmen. Da von diesen nur Johannes, den wir schon oben kennen lernten, zwei männliche Nachkommen, Heinrich und Rudolf, hinterliess, treffen wir auch nur letztern in diesem Amte zu Raron, denn Heinrich hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Rudolfs einziger Sohn Anton wird uns wahrscheinlich darum nicht als Vicedominus genannt, weil er schon vor 1303, vielleicht noch zu Lebzeiten seines Vaters, starb, weshalb das Amt auf Peter, den Sohn seiner Tante Helcha (Elika), überging, vermählt mit Wilhelm, Seneschall von Sitten.

⁴⁾ Vgl. Joseph Lauber, Die Gerichtsbarkeit von Raron. Blätter aus der Walliser Geschichte, Bd. IV, S. 225 ff.

Wann die Burg zu Raron erbaut wurde, entzieht sich, wie schon bemerkt, unserer Kenntnis. Urkundlich wird sie 1268 zum ersten Male genannt, da Bischof Heinrich und seine Neffen Rudolf und Peter von Raron in ihren Mauern weilten. Dass sie als Eigengut von jeher der Familie gehört habe, wie Hauser (S. 26) glaubt, möchten wir darum bezweifeln, weil sie stets der Sitz der bischöflichen Beamten war und von einem Verkaufe als Raronsches Eigentum nirgends die Rede ist. Dagegen besass die Familie Eigengut in Raron, bevor sie sich nach der Burg benannte. Solches besass aber auch das Domkapitel in Sitten. Im 13. Jahrhundert wurde letzteres in eine Domherrenpfründe verwandelt (*Canonica de Rarogna*); zudem gehörte dem Kantor des Domstiftes der Kirchensatz und Grundherr war auch das bischöfliche Tafelgut. Seit 1260 war selbst das Haus Savoyen in Raron begütert. So viel wir erfahren, bewohnten die von Raron die beiden Türme auf der Burg auch nur als bischöfliche Vicedomini und Meier. Wir glauben darum, eher annehmen zu dürfen, dass die Burg dem Bischofe gehörte und seinen Beamten im Orte als Lehen verliehen wurde. Liegt da die Annahme ausserhalb des Möglichen, es habe sich der Zweig des berneroberländer Freierherrengeschlechtes seit der Zeit „von Raron“ genannt, da er in den Besitz dieser beiden wichtigen Ämter gelangte und damit auch seinen Wohnsitz auf der Burg erhielt? Aber zu bleibendem Aufenthalte wählte es ihn nur, wenn die amtlichen Funktionen dies notwendig machten. Denn die Raron hatten auch noch weiteren Besitz im Wallis und bessere Eigenburgen. So hielten es auch ihre Nachfolger im Vicedominat, die Edlen von Villette, Herren von Chevrone, an die es durch Vererbung schon im Jahre 1343 kam (vgl. S. 64f.) und bei denen es verblieb, bis es 1538 die Pfarrgemeinde durch Kauf an sich zog.

Je weniger sich die Vicedomini um ihr Amt bekümmerten und die Geschäfte den Meiern zur Besorgung überliessen, desto mächtiger wurden diese. Schon vor dem Tode des Amadeus (a. 1269) scheint die Familie auch dieses Amt verliehen zu haben, und zwar seit 1250 zeitweise an Angehörige eines Geschlechtes aus dem Baltschiederthal, das im 13. Jahrhunderte Güter von Turtig bis Mörel im Rhonetal besass und sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts Asperlin (Esperlin) und später als Inhaber des Meieramtes „Asperlin von



Holzfigur einer Gottesmutter.
Aus der Kirche von Raron.

Raron“ nannte. Es gelangte aber erst nach und nach zu massgebendem Einflusse, nachdem sich, wahrscheinlich noch vor Schluss des 14. Jahrhunderts, Rudolf Asperlin mit Agnes von Raron vermählt hatte. Ob er damals das Meieramt zu Raron bekleidete, wissen wir nicht.

Verhängnisvoll wurde wenigstens für einen Zweig der Familie von Raron der unglückliche Krieg, welcher seit 1414 zwischen dem Walliservolke und Gitschart von Raron im Bunde mit seinem Neffen Wilhelm II., der seit 1402 als Nachfolger seines gleichnamigen Onkels den bischöflichen Stuhl von Sitten inne hatte, wegen des Durchlasses des Grafen Amadeus von Savoyen durch das Rhonetal entstand. Damals soll auch mit anderen Burgen das Meierhaus zu Raron zerstört worden sein. Es war zufolge des Ansehens, das die Inhaber des Meieramtes genossen, seit ihnen die Vicedomini auch ihre Befugnisse übertragen hatten, im Laufe der Zeiten grösser und schöner ausgebaut worden, als der Turm, der letzteren zeitweise als Wohnstätte diente, und der bis auf den heutigen Tag erhalten blieb. Nach der Beschreibung des Baslers Emil Wick, die dieser in den Jahren 1864—1867 zu P. Sigismund Furrers „Geschichte des Wallis“ handschriftlich verfasste und mit vielen Zeichnungen von Gebäuden, Altertümern und Wappen zierte,⁵⁾ enthält dieses sehr starke Bauwerk in den zwei oberen Geschossen nur je eine einfach vertäfelte, niedrige Stube, zu denen ein neu angebauter Treppenturm hinaufführt, während im Erdgeschoße, einem dunklen Raume, der wahrscheinlich früher als Gefängnis verwendet wurde, allerlei alte, bedeutungslose Geräte aufbewahrt werden. Wahrscheinlich diente der Turm nach der Zerstörung des Meierhauses, das entweder gar nicht oder nur provisorisch wiederhergestellt wurde, den Meiern während der Erledigung ihrer Geschäfte als Wohnung; denn zu bleibendem Aufenthalte lud wohl seit dieser Zeit die halbzerstörte Burg auch diese nicht mehr ein.

Nicht lange nach dem Ehebündnisse der Agnes von Raron mit Rudolf Asperlin vermählte sich eine entfernte Verwandte, Franziska von Raron, die Tochter des unglücklichen Gitschart und Geschwisterkind des seit 1417 aus dem Lande verbannten Bischofs

⁵⁾ Das Original befindet sich in der Universitätsbibliothek in Basel, eine Kopie im Schweiz. Landesmuseum.

Wilhelm II. mit einem anderen Rudolf von Asperlin. An Stelle Wilhelms führte der Florentiner Andreas von Gwaldo bis 1431 als geistlicher Administrator die Geschäfte des Bistums, worauf er vom Papste mit diesem Amte selbst ausgezeichnet wurde. Er bekleidete es bis zu seinem Tode im Jahre 1437, worauf ihn wieder ein Herr von Raron, Wilhelm III. (1437—1451), der Neffe der oben genannten Agnes, ablöste.

Diese hohen Verbindungen mit der Familie von Raron dürften Rudolfs Bruder, Heinrich von Asperlin, den Aufstieg zur bischöflichen Würde erleichtert haben, für die ihn das Kapitel schon im Jahre 1451 als Nachfolger Wilhelms III. von Raron vorschlug. Da aber der Papst die Bestätigung nicht nur verweigerte, sondern die Würde dem lothringischen Kardinal Wilhelm von Estaing übertrug, konnte das Domkapitel seinen Willen erst durchsetzen, als dieser zugunsten Asperlins 1454 resignierte. Doch dauerte seine Regierung nur drei Jahre. Während dieser Zeit liess er den Kirchenchor der Marienkirche auf der Valeria mit drei übereinandergestellten Reihen grosser Figuren schmücken, in denen die Propheten, die Apostel und die Heiligen der Diözese verherrlicht wurden, während die über ihnen im Chorgewölbe schwebenden Engel mit den Leidenswerkzeugen an den im Altarsakramente verewigten Tod des Erlösers erinnern sollten, der das ganze Heilswerk der Jahrhunderte krönte. Sein Bruder Rudolf Asperlin bekleidete während dieser Zeit als Administrator das höchste weltliche Amt im Wallis. Es kann darum nicht befremden, wenn der Bischof ihm auch gestattete, seinen Wandmalereien ein Stifterbild beizugesellen, das ihn, mit seiner Gattin im Gebete kniend, vor der unbefleckten Jungfrau „in der Sonnen“ darstellt. Vielleicht dürfen wir in dem Bischofe, der hinter ihm steht, seinen Bruder selbst erblicken, während sich die Gattin als Fürbitterin St. Katharina wählte. Mit besonderem Stolze mag es den Asperlin erfüllt haben, auf diesem Bilde sein Wappen, den blauen schreitenden Löwen, neben dem goldenen Adler der von Raron blinken zu sehen, und die Pracht seines Wappenrockes dürfte wohl andeuten, dass er sich diesem vornehmen Geschlechte nun nicht mehr unebenbürtig fühlte.

Von diesem Rudolf oder Ruf Asperlin besitzt das Landesmuseum eine grosse Kirchenscheibe, die ihn in gleicher Weise, hinter

seinem Wappen kniend, darstellt. Ihre reiche Architektur lässt darauf schliessen, dass sie wohl nur der letzte Rest eines Bildfensters ist, auf dem sich der Schenker darstellen liess, und das vielleicht einst mit dem seiner Gemahlin ebenfalls die Valeria zierte.⁶⁾ (Abb. 4). Sie wurde 1891 im Kunsthandel in Basel erworben.

Rudolf von Asperlins Sohn gleichen Namens bekleidete 1459 das Dekanat der Valeria, d. h. er war Vorgesetzter der Geistlichkeit des romanischen Unterwallis, 1466 das Dekanat von Sitten, wodurch er Vorsteher über die Geistlichkeit des deutschen Oberwallis wurde, vertauschte aber diese Würden schon 1478 gegen ein Kanonikat in Sitten und starb 1495 in Rom.

Im Jahre 1441 verkauften Hildebrand und Petermann von Raron, die Söhne Gitscharts, welche durch den Sturz ihres Vaters keine Aussicht mehr hatten, im Wallis eine Rolle zu spielen,

das Meieramt zu Raron an ihren Verwandten, den Junker Johann Perrini, Meier zu Leuk. Dagegen erhob ihr Schwager, der schon genannte Rudolf von Asperlin, Gemahl der Franziska, Einsprache und wurde darin unterstützt durch den Sittener Bischof Wilhelm VII. von Estaing. Infolgedessen ging das Meieramt wieder auf Rudolf Asperlin und dessen Kinder über und blieb bei ihrem Hause, bis 1508 Johanna, die Erbtöchter Petermanns von Asperlin, und ihr Gatte Theobald von Erlach, des Raths von Bern, es dem Bischof



Abb. 4.
Stifterscheibe des Rudolf von Asperlin.

⁶⁾ H. Lehmann, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. XXVI, S. 423.



Abb. 5. Totenschild des Peter von Raron.



Abb. 6. Totenfähnchen des Peter von Raron.

Matthäus Schinner als persönliches Eigentum verkauften. Seit dieser Zeit diente der alte Turm als Rathaus des Zehntens.

Die Mutter der beiden Brüder Hildbrand und Petermann (Peter) von Raron, Margaretha von Rhäzüns, seit 1425 Witwe des unglücklichen Gitschart, war in erster Ehe mit dem Grafen Johannes von Mätsch verheiratet gewesen und stand infolgedessen in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zur Gattin des letzten Grafen von Toggenburg, Friedrich VII., Elisabeth von Mätsch. Sie hielt sich, wie ihre Söhne, nach dem Tode ihres unglücklichen Gatten, der seine Rückkehr nach dem Wallis im Jahre 1425 nicht lange überlebte, auch nicht mehr dort auf. Durch sie erbten diese 1440 zufolge eines Vergleiches mit den Herren von Rhäzüns die Grafschaft Toggenburg und

die Herrschaft Uznach. Petermann liess sich darauf als Parteigänger der Eidgenossen in deren Krieg gegen Zürich verwickeln und nahm an den Verheerungszügen durch der Stadt Gebiet teil. Er war ohne männliche Erben. Sein Bruder Hildbrand starb schon 1467. Dessen einziger Sohn wurde Pfarrer von Annivier. Im Jahre 1468 verkaufte darum der alternde Freiherr Peter-

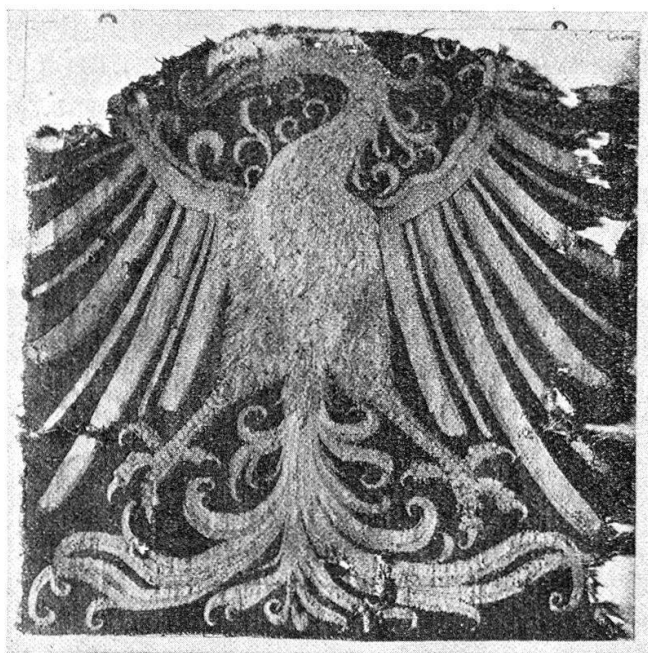


Abb. 7. Wirkerei mit Wappen von Raron.

mann die Grafschaft Toggenburg samt Zubehörden dem Kloster St. Gallen um 14,500 Gulden und im folgenden Jahre die Grafschaft Uznach den Ländern Schwyz und Glarus um 3550 Gulden. Er starb hochbetagt am 31. Juli 1479 und wurde als der letzte seines Geschlechtes mit Schild, Helm und Fähnchen im Kloster Rüti begraben. Der Helm ging verloren; Totenschild und Fahne aber schmücken heute die untere Kapelle und die Waffenhalle des Schweizerischen Landesmuseums (Abb. 5, 6), gleichzeitig mit denen des Grafen Friedrich von Toggenburg und anderer adeliger Herren, denen einst das Prämonstratenserkloster die letzte Ruhestätte gewährt hatte und die nicht den Stürmen der Reformationszeit zum Opfer fielen.

Aus diesen letzten Zeiten der von Raron dürfte auch eine an den Rändern etwas stark schadhafte Wirkerei im Formate von 80 × 80 cm stammen, welche einen gelben Adler im roten Felde zeigt (Abb. 7). Sie wurde vom Landesmuseum im Jahre 1899 aus Paris erworben, soll sich aber früher in Basel befunden haben und schmückt heute den Sockel des Altars von Leiggern im Wallis aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts (in Raum 4).⁷⁾

⁷⁾ Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1899, S. 39, Abb. S. 42.

Petermann von Raron soll eine einzige Tochter, Margaretha, besessen haben, die mit Humbert, nach andern mit Peter von Villeta, Herr zu Chevrone, vermählt war.⁸⁾ Durch sie soll das Vicedominat von Raron an diese Familie gekommen sein. Das trifft nicht zu, denn man weiss nicht einmal, ob Petermann verheiratet war. Die Familie Villeta gelangte vielmehr in den Besitz dieses

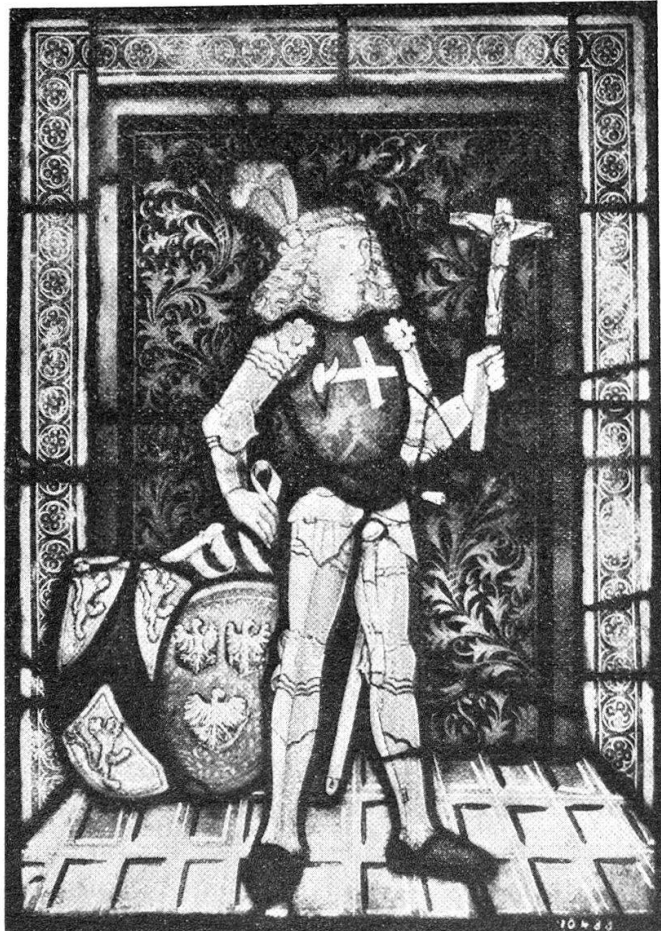


Abb. 8. Wappenscheibe der Villeta und der Tavelli.

Amtes im Jahre 1343 infolge der Verheiratung der Amphelisa, der Tochter und Erbin des Seneschals von Sitten und Vicedominus von Raron, Peter von Raron, mit Humbert von Villeta.⁹⁾ Dessen Familie gehörte zu jenen savoyischen, nach dem Wallis versetzten adeligen Geschlechtern, deren Angehörige als Beamte der Herzoge im mittleren Wallis mit dem aus dem Norden zugewanderten deutschen Adel um die Erlangung der einflussreichen und einträglichen Ämter wetteiferten. Auch die Villeta spielten eine bedeutende Rolle als

Vicedomini zu Siders, wo ihr alter Turm mit den vier runden Erkertürmchen unter dem Dachgeschosse noch heute eine Zierde des Ortes bildet. Aus dieser Familie stammt eine Wappenscheibe im

⁸⁾ Auch die genealogischen Beziehungen mancher Familien im Wallis untereinander sind in den älteren Geschichtswerken des Wallis ebenso verworren dargestellt, wie die politischen und sozialen Zustände.

⁹⁾ Vgl. S. 58 und E. Hauser, a. a. O., S. 167, Anm. 252.

Landesmuseum (Raum 15), die ehemals ein Seitenfenster im Schiffe der Kirche von Vercorens auf einer Bergterrasse südlich von Siders zierte, welche um 1490 neu erbaut wurde. Sie stellt den hl. Mauritius als gewappneten Ritter in zeitgenössischer Rüstung dar, der an den Schildfesseln die Wappenschilde der Villeta und der Tavelli hält (Abb. 8), und die wahrscheinlich anlässlich des Neubaus der Kirche gestiftet wurde, da die Villeta auch hier das Vicedominat besaßen. Ein kleineres, zu gleicher Zeit erworbenes Glasbildchen, das den Heiligen in gotischer Rüstung zu Pferde zeigt (Raum 4), befand sich in einem Seitenfenster des Chores.¹⁰⁾ Auch die Tavelli waren ein altes Wallisergeschlecht, das eine Burg und Herrschaftsrechte zu Gradetsch im Zehnten Siders besass¹¹⁾ und sich als



Abb. 9. Wappenscheibe der Asperlin von Raron.

Parteiläufer der Herzoge von Savoyen in ihren Kriegen mit der Bevölkerung des Wallis zeitweise sehr verhasst machte. Die Stifter der beiden Glasgemälde festzustellen, gelang bis jetzt nicht. Dies trifft auch für eine grosse, kupfervergoldete Monstranz aus dem Ende des 15. Jahrhunderts zu, welche das Landesmuseum im Jahre 1900 aus Paris zurückerwarb und deren Fuss ein schöner, geschmelzter Wappenschild der Familie schmückt. Wir werden im nächsten Jahresbericht in anderem Zusammenhange auf sie zurückkommen.

Auch der Stern der Familie Asperlin sank, wenigstens im Wallis, rascher wieder, als er aufgestiegen war. Rudolf I. liess sich 1464 in Bex nieder und bewarb sich um das Vicedominat von Annivier. Da

¹⁰⁾ Furrer, a. a. O., Bd. II, S. 116.

¹¹⁾ Furrer, a. a. O., Bd. II, S. 117.

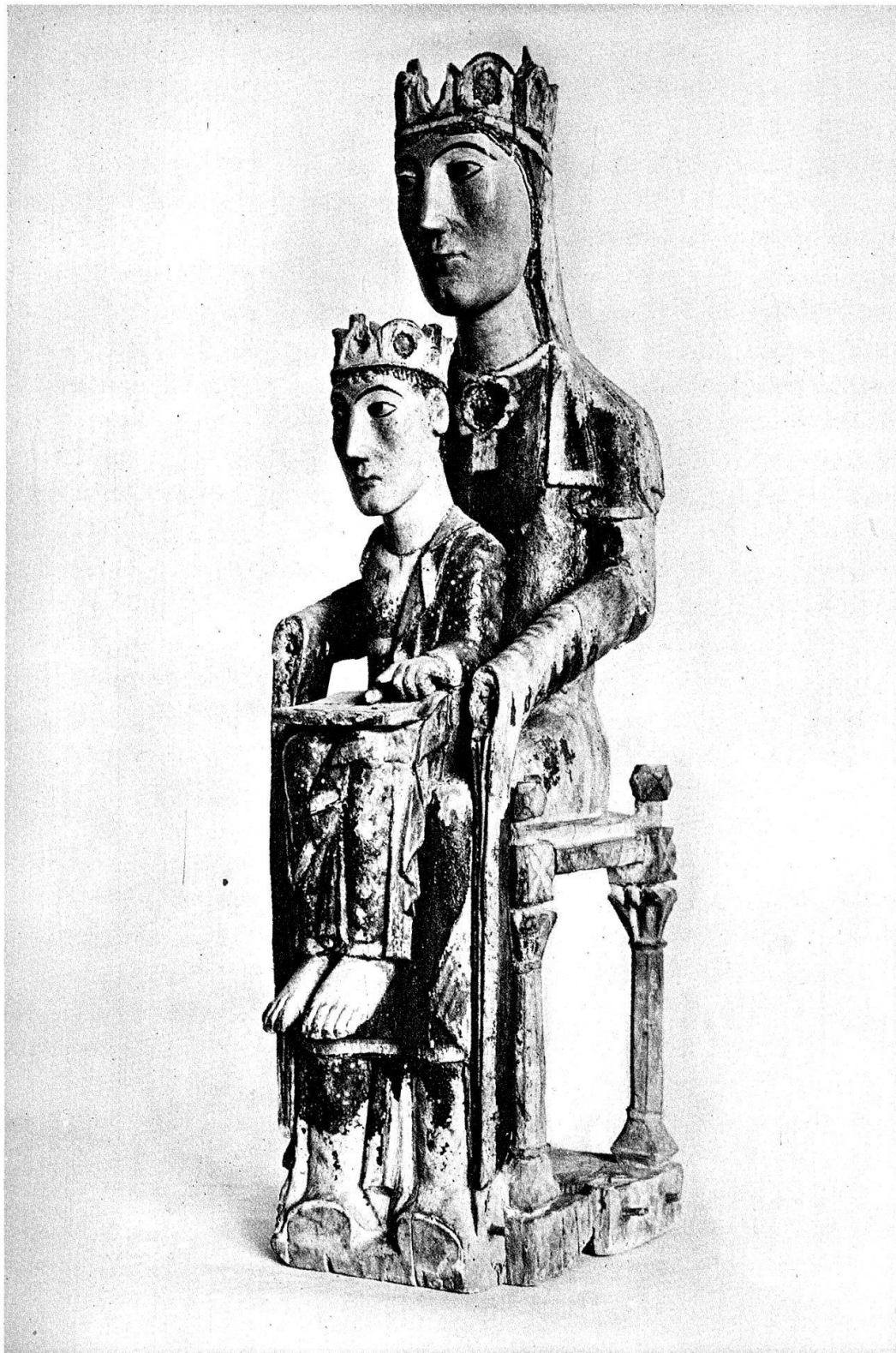
er sich zu diesem Zwecke an Rudolf von Savoyen, den Feind der Walliser, wandte, wurde er als Landesverräter vor Gericht nach Sitten gefordert und, da er nicht erschien, 1482 mit seinen Söhnen verurteilt und ihre Güter beschlagnahmt.¹²⁾ Die Familie hat sich darauf nie mehr in der alten Heimat niedergelassen, ist aber erst 1738 ausgestorben. Aus der Zeit, da sie in der Verbannung lebte, stammt eine runde Wappenscheibe vom Ende des 15. Jahrhunderts im Landesmuseum (Raum 7), die sich früher im Kloster Fille-Dieu bei Romont befand (Abb. 9) mit einer gleichartigen der Familie de Billens, welche das erbliche Vicedominat zu Romont besass, in der legitimen Linie aber schon 1478 erlosch.

Noch schwieriger als die Erkenntnis der politischen Vorgänge, der verwandtschaftlichen Zusammenhänge der Familien unter sich, sowie der rechtlichen und sozialen Zustände im Wallis während des Mittelalters ist die der religiösen resp. kirchlichen, wenigstens für das Oberwallis, während wir R. Hoppeler über die des Unterwallis sehr wertvolle Aufschlüsse verdanken.¹³⁾

Nicht nur die kleinen römischen Statuetten, sondern auch die Fragmente gewaltiger Standbilder, welche zu Martinach, dem alten Octodurum, gefunden wurden, beweisen mit den zahlreichen Weihe-Inschriften, dass zu römischer Zeit vor, während und nach dem Übergange über den Mons Jovis den Göttern, vor allem dem Jupiter Penninus, geopfert und Gelübde dargebracht wurden. Der keltische Name Octodurum bürgt für das Vorhandensein dieses Ortes in noch früheren Zeiten. Als dann infolge der Verbesserung des Weges und seiner häufigeren Benutzung nicht nur zum Übergange der römischen Legionen, sondern auch friedlicher Warenzüge, die alte keltische Siedelung als Forum Claudii zum Mittelpunkt einer römischen Civitas wurde, da hielt vermutlich auf dieser Strasse auch das Christentum seinen Einzug in das wilde Bergland und hinterliess uns gerade hier seine ältesten Spuren auf dem Gebiete der heutigen Schweiz. Nach einer Inschrifttafel, die heute im Erdgeschoße des Rathauses von Sitten eingemauert ist, lag schon im Jahre 377 n. Chr. die oberste Gewalt im Tale in christlichen Händen und vier

¹²⁾ Über das Meieramt zu Raron vgl. S. 61.

¹³⁾ R. Hoppeler, Das Unterwallis und seine Beziehungen zum Hochstifte Sitten im 13. Jahrhundert, S. 268 ff.



Bemalte Holzfigur einer Gottesmutter.
Aus der Kirche von Raron.

Jahre später wird uns Octodurum sogar als Bischofssitz genannt. Doch würde die Überlieferung dieser historischen Tatsachen nicht vermocht haben, dem unteren Rhonetale einen Glanz zu verleihen, der weit über dessen Gebiet hinaus in die Lande strahlte, wenn nicht die Legende nach den Engpässen von Agaunum (St. Moritz) ein Märtyrium verlegt hätte, das in seiner Grossartigkeit den Opfertod einzelner Christen tief in den Schatten stellte. Es ist das der thebäischen Legion mit ihrem Anführer Mauritius, seinen Offizieren Exuperius und Candidus und 6600 christlichen Soldaten samt ihrem Tross unter Maximian, dem Genossen Diocletians, vor Schluss des 3. Jahrhunderts. Es war gross genug, um Angehörige dieser frommen Schar, Männer und Frauen, wie Ursus und Viktor, Felix und Regula, Verena und andere zu Landes- und Ortsheiligen mit räumlich begrenzter Verehrung zu machen, während der Name des Mauritius mit dem Christentum seinen Siegeszug durch weite Lande hielt. Und diesem Märtyrium verdankt denn auch das Wallis, dass an der Stätte, wo eine freie Gemeinde von Verehrern der agaunischen Märtyrer sich schon vor dem 6. Jahrhunderte zu asketischem Leben zusammengefunden hatte, gefördert durch die Gunst des burgundischen Königshauses, eine klösterliche Stiftung entstand, deren Einweihung am Gedächtnistage der Märtyrer, den 22. September 515, als eine der ältesten innerhalb des gesamten Abendlandes, unter grossem kirchlichem Gepränge erfolgte. Als mächtigster Grundherr im Wallis wetteiferte sie mit dem Bischofe von Oktodurum um Macht und Ansehen, auch dann noch, als dieser, wahrscheinlich infolge der Raubzüge der Langobarden, vielleicht auch der Überschwemmungen der Rhone und Dranse, seinen Sitz in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts nach Sitten verlegte, wo wir im Jahre 585 dem ersten namens Heliodor begegnen. Dort blickte, vielleicht schon im Jahre 377, von hoher Felskuppe ein Gotteshaus weit talauf und -abwärts friedlich über das vom wilden Flusse zerrissene Gelände, nach der Sage an Stelle eines römischen Tempels. Im Jahre 999, d. h. dem der Schenkung der Grafschaft Wallis an die Kirche von Sitten (vgl. S. 52), erscheint es urkundlich zum ersten Male als Marienkirche von Valeria. Nach der Gründung eines Domkapitels im Jahre 1049 zur Kathedralkirche erhoben, musste es vermutlich vor Ende des 13. Jahrhunderts allmählich dem stolzen Bau weichen, der heute

noch zu den schönsten in unserem Lande aus der Zeit des Überganges vom romanischen zum gotischen Stile gehört.¹⁴⁾ Trotz dieses frühen Glanzes kirchlicher Herrlichkeit war das Wallis während des ganzen Mittelalters ärmer an geistlichen Stiftungen als andere Gegenden der Schweiz. Denn sie blieben beschränkt auf das Stift regulierter Chorherren zu St. Moritz (Agaunum) und das des gleichen Ordens auf dem Grossen St. Bernhard, dessen Gründung dem Heiligen von Menthon (†1081) zugeschrieben wird. Eine ähnliche Stiftung am Fusse des Berges zu Bourg-Saint-Pierre, die König Rudolf III. von Hochburgund als „*Abbatia Mons Jovis Sancti Petri*“ im Jahre 1011 seiner Gemahlin Ermengard schenkte, nachdem sie um die Mitte des 10. Jahrhunderts von den Sarazenen zerstört und wiederaufgebaut worden sein soll, verschwindet schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts aus den Aufzeichnungen. Von geringer Bedeutung waren noch die beiden Benediktinerpriorate St. Pierre des Clages und Porte-Valais, sowie das Benediktinerinnenklösterchen, das der Pfarrer Peter Murmann in Ernen 1331 zu Fiesch gestiftet hatte, während man von dem sagenhaften Benediktinerkloster zu Münster im Oberwallis weder Gründung noch Aufhebung kennt. Die Bettelorden brachten es zu keiner Niederlassung. Ihre Aufgabe übernahmen Wandermönche aus den Klöstern in anderen Gegenden, wie zu Zürich, Bern, Lausanne u. a. O. Dagegen liessen sich die Kartäuser 1331 im Kloster Géronde bei Siders nieder, einem Priorate des Augustiner-Chorherrenstiftes Notre-Dame d'Abondance in der savoyischen Landschaft Chablaix, das seinerseits wieder im Jahre 1108 von St. Moritz abgetrennt worden war. Aber schon 1425 ging Géronde an die Karmeliter aus Toulouse über, die ihm einen neuen Glanz zu verleihen vermochten und in deren Besitz es über 200 Jahre verblieb. Die beiden Johanniterhäuser zu Salquenen (Salgesch) und auf der Passhöhe des Simplon befassten sich, wie anderen Ortes, ausschliesslich mit der Pflege der Pilger.¹⁵⁾

Merkwürdig spät und spärlich treten im Wallis auch die Landkirchen in Erscheinung. Nach Furrer (Bd. II, S. 48) gab es solche bis in das 10. Jahrhundert überhaupt nicht. Vielmehr begnügte

¹⁴⁾ R. Hoppeler, a. a. O. S. 4 ff.; J. R. Rahn, Geschichte d. bildenden Künste in der Schweiz, S. 269 und 376/77.

¹⁵⁾ R. Hoppeler, a. a. O., S. 280.

man sich mit Kapellen, nach denen der Bischof Priester und Kaplanen sandte, um die notwendigen gottesdienstlichen Funktionen zu verrichten. Dann entstanden als Stiftungen reicher Chorherren sog. Chorkaplaneien, die ältesten in Leuk, Visp, Naters, Glis und an einigen andern Orten. Man sprach darum im Wallis noch lange von den weiten Kirchwegen. Der erste Pfarrer in Raron wird uns erst im Jahre 1224 bezeugt. Es muss darum damals auch dort schon ein

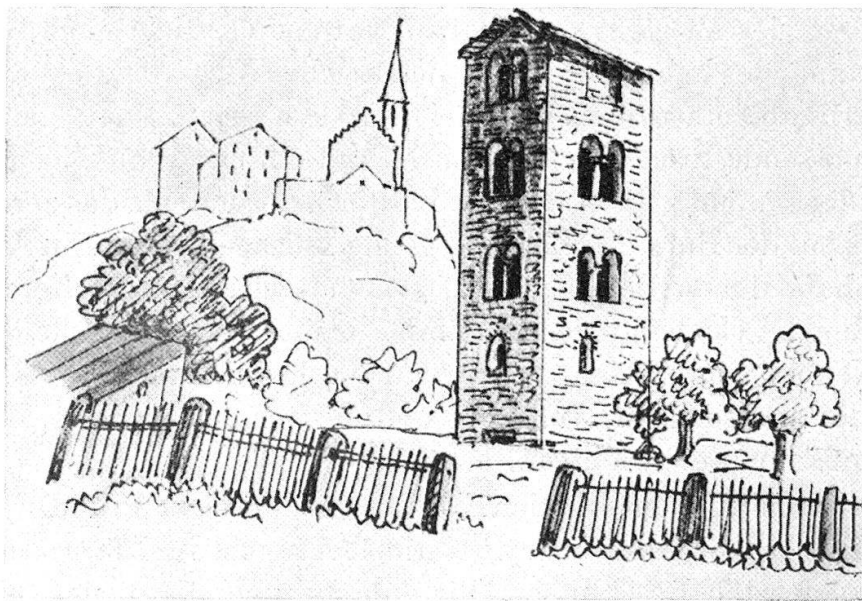


Abb. 10. Der alte Kirchturm in Raron.

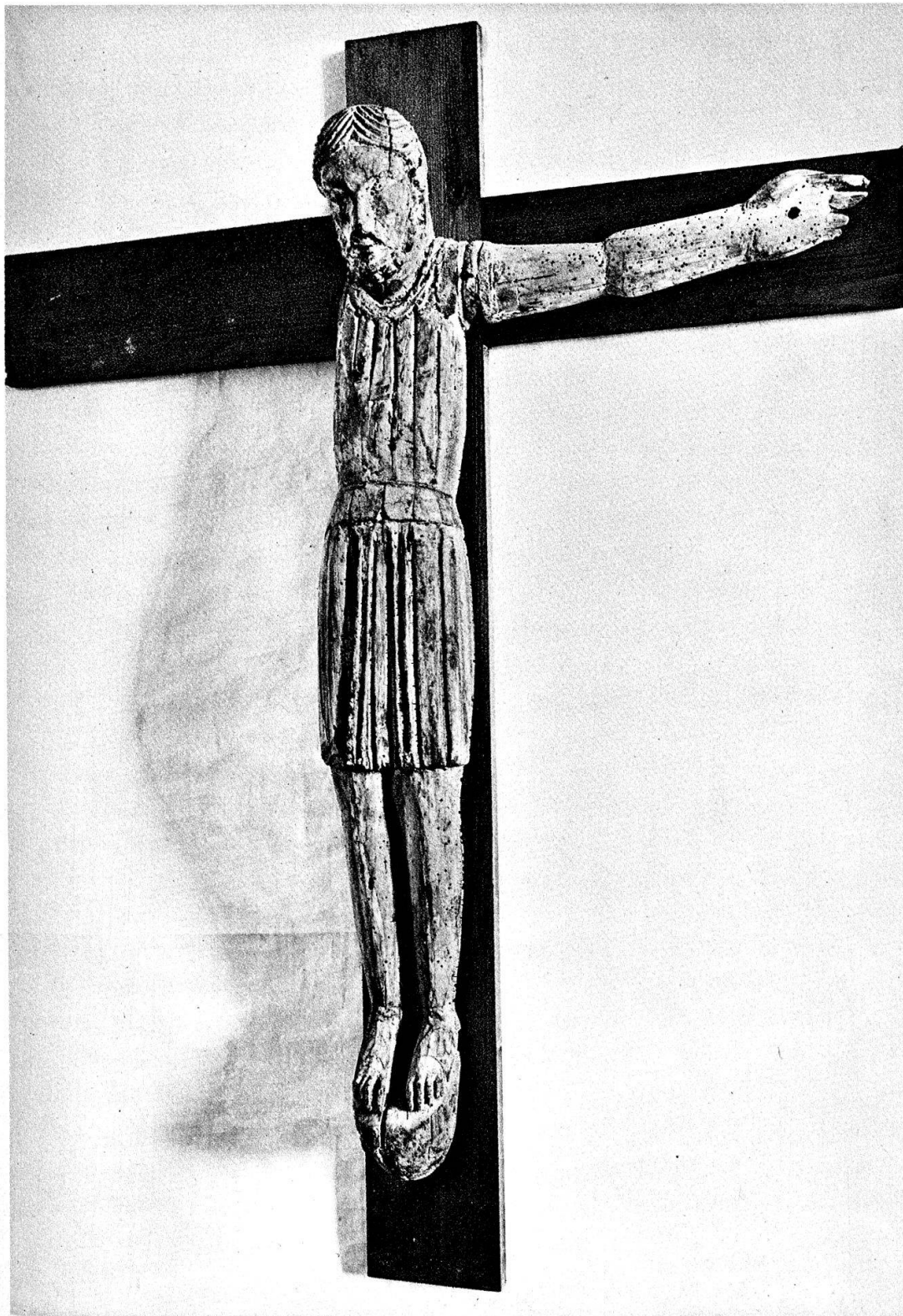
Gotteshaus gegeben haben. Man hatte es unten im Dorfe erbaut. Heute steht davon nur noch der Turm, bis zum ersten Stockwerke eingebettet in das Geschiebe, mit welchem im Jahre 1494, nach andern schon 1414, vielleicht beide Male, der Bietschbach einen Teil des Dorfes verheerte und das zweite Mal die Kirche selbst so verwüstete, dass man an einen Neubau denken musste. Er zeigt in seinen zahlreichen Fenstern noch romanische Formen. (Abb. 10). Doch lässt sich darnach auf sein Alter kein bestimmter Schluss ziehen, ebenso wenig wie man in anderen Landesgegenden aus den spätgotischen auf das Alter der Bauwerke schliessen darf. Eine Urkunde des Matthäus Schinner, seit 1499 Bischof zu Sitten, aus dem Jahre 1505

gibt uns über den Neubau willkommenen Aufschluss.¹⁶⁾ Darin heisst es u. a.: Da die Kirche zufolge der wiederholten Überschwemmungen der Flüsse zu versinken drohe und deshalb von den Pfarrgenossen seit vielen Jahren in üblem Zustande belassen werde, weil man sie aufgegeben habe und nicht mehr benutze, so sei mit den Vertretern der gesamten Pfarrgemeinde Rat gepflogen worden, ob man sie an gleicher Stelle mitsamt dem Chore wiederherstellen oder aber an geschützterem Orte eine neue bauen wolle. Die Unschlüssigkeit der Pfarrgenossen habe ihn veranlasst, die Anwesenden aus allen vier Vierteln der Pfarrei Raron in Pflicht und Eid zu nehmen, und es habe sich schliesslich ergeben, dass die grosse Mehrheit darin übereinstimme, sofern sich an dem Orte, „Stad“ genannt, keine passende Stelle finde, dann hiez zu kein Ort schicklicher und passender sei und zudem weniger Kosten erfordere als das zerstörte Schloss auf der Burg und das anliegende Turmgebäude. Ein Augenschein habe ihn davon überzeugt, dass dies wirklich zutreffe, um so mehr, als die Gemeinde keine Dämme bauen wolle. Es solle darum zum Neubau geschritten werden zur Verherrlichung Gottes, dem Lobe der allerseligsten Jungfrau und Mutter des Erlösers, des hl. Romanus und aller Heiligen.

Der Bischof steuerte an den Neubau 100 Mörsiger-Pfund.¹⁷⁾ Darauf ging es an die Ausführung des am 17. August im Pfarrgarten zu Raron gefassten Beschlusses. Bis zum Bezuge der neuen Kirche wurde der Gottesdienst weiterhin in der 1361 erbauten Filialkirche zu St. German, etwa eine halbe Stunde östlich des Dorfes, abgehalten. Zuerst galt es, den Bauplatz auf dem trotzigen Felskopfe ob dem Dorfe von den Trümmern des ehemaligen Meierhauses und der Wehranlagen zu säubern. Das dürfte etwa drei Jahre gedauert haben. Dann schritt man zur Herstellung des Kirchengebäudes. Als Baumeister wurde der Steinmetz Ulrich Ruffiner, gebürtig aus Premosella bei Domodossola, ein noch junger aber namentlich im Gewölbebau sachkundiger Meister, berufen. Soweit immer möglich, wurden die starken Mauern der Ruine in das neue Kirchengebäude einbezogen. Man errichtete es als dreischiffigen Hallenbau, dessen

¹⁶⁾ R. Roten, Die Erbauung der Pfarrkirche von Raron auf der Burg. Blätter aus der Walliser Geschichte, 4. Bd., S. 89.

¹⁷⁾ Vermutlich St. Moritzer-Pfund.



Crucifixus.
Aus der Kirche von Raron.

Seitenschiffe jedoch nur je durch einen mächtigen Pfeilerbündel abgetrennt, dagegen in der Konstruktion der Gewölberippen deutlich unterschieden wurden. Das Mittelschiff erhielt seine Verlängerung durch den schlanken, mit einem prächtigen Sterngewölbe überzogenen Chor. In den Schlusssteinen der Gewölbe des Schiffes brachte man die Schutzheiligen der Pfarrei: St. Roman, die Gottesmutter, St. Katharina und St. Nikolaus sowie einige Leidenswerkzeuge Christi an. In den Schlusssteinen des Chorgewölbes dagegen ehrte man einflussreiche Familien und solche, die an die Kosten des Kirchenbaues beigetragen hatten, vor allem den Kardinal Schinner und andere hohe Geistliche samt dem damaligen Pfarrer und seinen zwei Hilfsgeistlichen durch die Aufmalung ihrer Wappen. Hinter dem Triumphbogen führt beidseitig eine Türe in abgeschlossene Räume, wovon der links zufolge eines noch erhaltenen Rinnsteines die alte Burchküche gewesen sein soll, während der rechts im Erdgeschosse des Turmes als enge Sakristei dient. Im Jahre 1512 war der Bau vollendet, doch fand die Weihe durch den inzwischen zum Kardinal beförderten Bischof erst am 22. Februar 1514 statt, wobei er den bisherigen Pfarrer, dem eine Domherrenstelle in Sitten zugewiesen wurde, durch seinen eigenen Hofkaplan Stephan Hertin aus Lötschen ersetzte. Mit dem Hochaltare weihte er auch die beiden Seitenaltäre im Schiffe, den einen zu Ehren der Heiligen Barbara, Georg, Anna und Maria Magdalena, den anderen zu Ehren der Heiligen Katharina und Mauritius, beide ausserdem zu Ehren des Blasius, der hl. Thebäer und anderer Heiligen, deren Reliquien im Altartische eingeschlossen waren. Die Gemeinde Raron dankte ihrem Baumeister bei diesem Anlasse durch die Verleihung des Bürgerrechts, nachdem er schon im vorangegangenen Jahre im „Stad“ am Fusse des Burghügels ein eigenes Haus erbaut hatte. Dieses wählte er fortan zu bleibendem Wohnsitze, wenn ihn nicht die neuen Aufträge zu weiteren Kirchenbauten in Naters, Ernen und Glis, mit denen er das Oberwallis schmückte, hinwegriefen, bis ihn Schinner zufolge eines Vertrages vom 8. September 1514 im Leukerbad nach Sitten berief, damit er ihm die bescheidene Kapelle in der Bischofsstadt, womit er sich ein Andenken zu errichten gedacht hatte, zur stattlichen Kirche umbauete. Doch entzogen die politischen Ereignisse den leidenschaftlichen Kardinal schon bald darauf seinem Wir-

kungskreise in der Heimat, bevor das Werk zum Abschlusse gedieh.¹⁸⁾

Während auf dem trotzigen Felskopfe die neue Kirche ihre Glieder immer kühner aus dem alten Gemäuer der wehrhaften Burg heraus in den blauen Walliserhimmel hinaufreckte, wurde zu dessen Füßen das alte Gotteshaus bis auf den Turm abgebrochen, vielleicht um für seinen Nachfolger einen Teil des Baumaterials zu liefern. Aber auch die alten Altäre und Heiligenbilder sollten in dem neuen, schöneren Gebäude die Harmonie seines Innenschmuckes, den man ihm in Chor und Schiff so reich an Werken der Skulptur und Malerei angedeihen liess, als es die Mittel der Kirchgenossen gestatteten und so schön, als es erreichbare Künstler zu erstellen vermochten, nicht stören. Der Hauptaltar des hl. Romanus wurde wahrscheinlich an eine Bergkapelle verschenkt, um während der Sommerszeit den weltabgeschiedenen Älplern die sonntägliche Andacht zu verschönern oder bei aufziehendem Unwetter die von Ängsten gepresste Brust durch den Anblick milder, gut gesinnter Heiliger zu erleichtern. Andere Altäre und Heiligenbilder waren vermutlich im Laufe der Zeiten zufolge der verheerenden Naturereignisse schon so schadhaft geworden, dass man sie des schützenden Mantels religiöser Verehrung entkleidete und damit der Willkür roher Menschen preisgab. Davon zeugen an einigen der erhalten gebliebenen Holzplastiken die Spuren gewaltsamer Zerstörung noch deutlich. Da scheint es, als ob sich fromme Kirchgenossen ihrer noch in letzter Stunde erinnerten und ihrer Dankbarkeit für alles Gute, das die an sie gerichteten Gebete Generationen vermittelt hatten, durch ihre Rettung vor völligem Untergange Ausdruck verliehen. Denn bei der Anlage eines neuen Beinhauses unter dem Chore der Kirche, wohin man wahrscheinlich die schon vorhandenen Gebeine Verstorbener aus dem alten pietätvoll verbrachte, schuf man ihnen unter diesen ein sicheres Versteck an geweihter Stätte. Hier lagen sie, der Welt verborgen, mehr als vierhundert Jahre, bis die Renovationsarbeiten, welche das inzwischen alt gewordene Gotteshaus neuem Glanze entgegenführen sollten, sich auch auf diesen weltverlorenen

¹⁸⁾ Vgl. auch R. Riggensbach, Die Kunstwerke des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts im Wallis. Vortrag gehalten an der Jahresversammlung des geschichtsforschenden Vereines für das Oberwallis in Raron am 23. Oktober 1924, S. 31 ff.

Winkel ausdehnten und sie dadurch ihrer Verborgenheit für immer entzogen. Es sind fünf Marienstatuen, ein Apostel und ein Gekreuzigter. Ihre eingehende Beschreibung und kunsthistorische Würdigung ist, wie wir schon eingangs betonten, nicht Aufgabe dieser Zeilen.

Die älteste kleine Marienstatue gehört zu jenen idolartigen Andachtsbildern, in denen ein frommes Empfinden ernsthaft nach bildlichem Ausdrucke des Göttlichen strebte, ohne über die notwendige Begabung und technische Befähigung zu verfügen, um dieses Bestreben zu höherer künstlerischer Wirkung zu bringen. Diese Bildnisse lassen sich darum weder zeitlich noch örtlich in einen engeren Rahmen schliessen. Nur soviel dürfte sicher sein, dass sie dem frühen Mittelalter angehören (Taf. 6).

Auch die zweite Madonna ist ein Andachtsbild. Als Königin des Himmels thront sie unnahbar mit dem ihr an Leib und Seele ähnlichen jungen Königskinde auf verziertem Stuhle über den Andächtigen, wobei der junge Lehrer der Völker auf das neue Gesetz hinweist, das er ihnen in Erfüllung des alten zu ihrem Heile gegeben hat und das als aufgeschlagenes Buch auf seinen Knien ruht. Zeitlich verweisen die langen Prunkärmel der nach französischer Mode höfisch gekleideten Himmelskönigin auf das Ende des 12. Jahrhunderts als Entstehungszeit. Doch erfreute sich gerade diese Tracht einer dauernden Beliebtheit, in Deutschland bis weit ins 13. Jahrhundert hinein. Sie spricht darum nicht das letzte Wort für die zeitliche Bestimmung, die sich aber weiter vor- als rückwärts vom Jahre 1200 entfernen dürfte (Taf. 7).

Die dritte Marienfigur, eine stehende, steife Königinnengestalt in langem, in parallelen Falten auf die Füsse herabwallendem Rock, den über der Brust eine grosse, kunstvolle Brosche (Fürspan) zusammenhält, schaut ohne seelischen Ausdruck, weder ernst noch milde, doch nicht ohne einen Anflug von Hoheit nach den Andächtigen. Als Verwandte der sog. Schutzmantel-Madonnen dürfte sie noch dem 13. Jahrhundert angehören. Sie wurde dem Museum auf der Valeria in Sitten als Leihgabe überlassen.

Die vierte Marienfigur sitzt auf einem bankartigen, mit Kissen belegten Stuhle, wie die vorangehenden als Himmelskönigin. In der Tracht stimmt sie mit der vorstehend geschilderten überein, doch ist ihre Stellung zu den andächtig zu ihr emporblickenden Betern



Abb. 11. Madonna aus Raron.

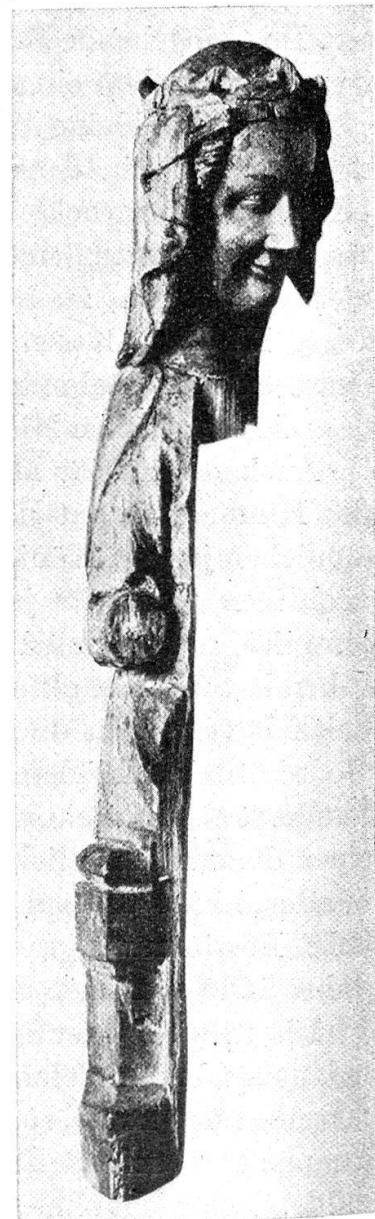


Abb. 12. Madonnenfragment
aus Raron.

eine andere geworden. Als gütige Mutter schaut sie freundlich zu ihnen herab, nicht mehr unnahbar, sondern als Trösterin und Fürbitterin hilfeschender Unglücklicher bei ihrem Sohne, der einst in Kindesgestalt auf ihren Knien sass, leider aber längst der Zer-

störungssucht ruchloser Menschen zum Opfer fiel. Sie trägt den Typus der Madonnen des 14. Jahrhunderts (Abb. 11).

Die letzte Madonnenfigur blieb leider nur als Fragment erhalten, wovon glücklicherweise der Kopf beinahe unversehrt, vom Körper dagegen und dem Stuhle, worauf sie sitzt, nur ein schmaler Streifen. Sie gehört zum gleichen Typus wie die ihr vorangestellte und entstand auch zu ungefähr gleicher Zeit. Doch ist hier aus der Himmelskönigin nicht nur eine freundliche Mutter und Freundin der Bedrängten geworden, sondern eine kokette, schalkhafte, vornehme Dame. Welche Veränderungen müssen in der Auffassung der Menschen vom Wesen der Mutter des Heilandes vorgegangen sein, bis ein Künstler es wagen durfte, sie in dieser fast frivolen Natürlichkeit, mehr als liebenswürdige Sünderin, denn als hoheitsvolle Gottesgebärerin und Königin über die himmlischen Heerscharen, darzustellen? (Abb. 12). Einer ähnlichen Auffassung ihres Wesens begegnen wir ausnahmsweise auch in spätmittelalterlichen Legenden, wo fahrende Schüler und Kleriker um ihre himmlische Gunst dienend werben, wie die provençalischen Troubadours und die deutschen Minnesänger um die irdische ihrer Damen. Und beide bekommen dabei gelegentlich weibliche Unstetigkeit zu fühlen, beiden aber winkt zuweilen auch beglückender Lohn.

Die Apostelfigur gehört zu jenen steifen, gedrungenen Gestalten mit übergrossen Köpfen und geistlosem Gesichte, wie wir ihnen im Wallis nicht selten begegnen. Es sind handwerkliche Arbeiten einer Werkstatt, die je nach Wunsch Typen von Personen aus der Bibel oder den Heiligenlegenden anfertigte, welche, gewöhnlich in irgendeiner Beziehung zum Bestimmungsorte des Bestellers stehend, mehr untergeordneten Zwecken zu dienen hatten und denen sich das Interesse der Kirchenbesucher darum auch nur in vermindertem Masse zuwandte. Immerhin verdient auch diese Figur als Vertreter ländlicher Kunstansprüche im 14. Jahrhundert noch unser volles Interesse. Sie wurde ebenfalls als Leihgabe dem Museum auf der Valeria überlassen.

Schliesslich sei auch noch eines Bildnisses des Gekreuzigten gedacht, dessen Herstellungszeit mit der des an zweiter Stelle geschilderten Madonnenbildes übereinstimmen dürfte. Es gehört zu jenem Typus, der den Heiland noch als übermenschliches Wesen

schmerzlos am Kreuze darstellt. Seine Füße ruhen, ohne durch Nägel befestigt zu sein, auf einer Unterlage, die als Fratze mit ihren mandelkernförmigen Augen an die Steinmetzarbeiten romanischer Bauwerke erinnert. Den steifen, geraden Leib deckt bis zu den Knien



Abb. 13. Wappenscheibe des Zehntens Raron.

tümern auch noch zwei stattliche Glasgemälde beizuzählen, die schon im Jahre 1891 mit den oben angeführten aus der Kirche von Vercorens von einem Basler Händler für das Landesmuseum erworben wurden. Sie stellen zwei Pannerträger in spätgotischer Rüstung als Gegenstücke neben den je von einem Löwen

ein langes Hemd. Die Arme, welche nicht die Last des Körpers zu tragen haben, sind, wagrecht ausgestreckt, an den Kreuzesstamm genagelt. Das etwas nach vorn geneigte Haupt schaut mit gebrochenem Blicke auf die Gläubigen herab, doch lassen das sorgfältig gescheitelte Haar und der wohlgekämmte Bart die Leiden vergessen, in denen sich der Heiland zur Erlösung der sündigen Menschheit opferte. Trotz alledem liegt über dem Bilde eine Art stiller Hoheit (Taf. 8).

Schliesslich sind den mit Raron in irgendeiner Beziehung stehenden Alter-

gehaltenen Wappenschilden des Zehntens Raron vor gross gemuster-tem Damaste dar. (Abb. 13). Ihr ursprünglicher Bestimmungsort ist nicht bekannt, doch dürfte zufolge des kriegerischen Geistes, der aus ihnen spricht, eher an ein weltliches, als an ein kirchliches Gebäude gedacht werden. Immerhin sei daran erinnert, dass im Wallis das Haupt der Kirche auch oberster Kriegsherr war. Zur Erstel-lungszeit dieser prächtigen Wappenscheiben, die wir in das erste Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts verlegen, bekleidete ein Mann die beiden Ämter, der schon bald darauf als Kardinal im Dienste der päpstlichen Politik selbst die Eidgenossen auf das für sie so ver-hängnisvolle Schlachtfeld von Marignano begleitete. Es liegt daher nicht ausserhalb des Bereiches der Möglichkeit, dass sie anlässlich des Überganges des Turmes auf der Burg zu Raron an den Bischof Matthäus Schinner im Jahre 1508 und dessen Verwendung als Rat-haus des Zehntens Raron darein gestiftet wurden.

Damit nehmen wir für dieses Mal Abschied von Raron und seinen Altertümern aus dem Mittelalter. Doch wird uns der nächste Jahres-bericht des Landesmuseums nochmals nach diesem an Erinnerungen an die Vergangenheit so reichen Bergorte zurückführen.